

Günter Giesenfeld

Vorwort

1998

<https://doi.org/10.25969/mediarep/1245>

Veröffentlichungsversion / published version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Giesenfeld, Günter: Vorwort. In: *Augen-Blick. Marburger Hefte zur Medienwissenschaft*. Heft 28: Die weiße Serie. Ärzte und Krankenhäuser im Fernsehen (1998), S. 5-5. DOI: <https://doi.org/10.25969/mediarep/1245>..

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under a Deposit License (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual, and limited right for using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute, or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the conditions of use stated above.

Vorwort

Die „Schwarze Serie“ von Filmen aus Hollywood in den vierziger und fünfziger Jahren beschrieb eine Welt, in der alles dunkel und undurchsichtig war: die Handlung, die Charaktere der Figuren, vor allem der Frauen und sogar die Bilder. Diese Merkmale wurden später als Zeichen einer allgemeinen Verunsicherung gedeutet, in die der Weltkrieg und die erneute Frage, ob die USA in ihn eingreifen sollten oder nicht, die Gesellschaft versetzt hatte.

Wenn wir mit dem Titel dieses Hefts an den *film noir* erinnern, dann ist dies eine Anspielung und nicht mehr, und trotzdem der Bezug zu einem grundlegenden Gegensatz. Denn die Welt der ‚Halbgötter in Weiß‘ ist nicht nur geprägt durch die Farbe der Arbeitskleidung des Personals und der Wände der Klinikräume. Klarheit der Geschichten, Durchsichtigkeit der Motive der Handelnden und Stabilität des Wertesystems sind ihre besonderen Merkmale. In den Beiträgen dieses Hefts wird das Bemühen der Autoren und ‚storyliner‘ beschrieben, von den Mystifikationen der dreißiger und fünfziger Jahre, vom, wie man es auch nennen könnte, Sauerbruch-Syndrom wegzukommen, eine weniger durch Führergestalten und Wissenschaftsgenies geprägte Krankenhauswelt zu zeigen. Trotzdem bleibt eine grundlegende Spezifik dieses fiktionalen Soziotops doch erhalten: Es gibt kaum einen Beruf für Serienhelden, der weniger angreifbar ist und leichter freizuhalten ist vom Verdacht der Kommerzialisierung und der Überhandnahme anderer Laster, wie der des Helfers in Krankheit und körperlicher Not.

Es könnte sein, daß der Ärzte- und Krankenhausserien-Boom doch indirekt etwas mit den Entwicklungen im Gesundheitssystem der Bundesrepublik der letzten Jahre zu tun hat: Wo lange gefestigte Geborgenheitsgefühle plötzlich in Frage gestellt werden durch eine Politik, die auf Abbau von Leistungen, Verlagerung in die private Verantwortung und Konkurrenz zielt, könnte das Bedürfnis nicht nach Halbgöttern, sondern nach menschlicher Zuwendung mit der Lizenz zum Heilen wachsen. Beschädigungen des Arztbildes in der Öffentlichkeit, die durch Aktionen der Standesvertreter entstanden sind, dürfen unter diesen Umständen nicht das Bild beeinträchtigen – in diese Richtung darf der ‚Realismus‘ nicht gehen. Sehr wohl aber in die der technischen Authentizität, während die Fiktion zugleich mit einem neuen Klischee oder durch die geduldige Arbeit an einer neuen (alten) Utopie die Defizite überspielt.

Oder vielleicht brandmarkt. – Zur Klärung solcher Fragen wollen die Beiträge dieses Hefts einen Anfang machen.

Günter Giesenfeld